

Johano Strasser

Menschenrechte in einer pluralistischen Welt

Wer, wie die im P.E.N. versammelten Autoren, sich für die Freiheit des Wortes und gegen Verfolgung, Krieg und Unterdrückung engagiert, von dem sollte man annehmen, dass er weiß, was er tut und warum er es tut. Wenn man aber nachfragt, wird man feststellen, dass sich nicht wenige schwertun, ihr Engagement einigermaßen schlüssig zu begründen. Die einen, weil es ihnen allzu selbstverständlich erscheint, die anderen, weil sie unter dem Eindruck der neueren Kritik an den „großen Erzählungen“ der aufklärerischen Moderne sich der Grundlagen des eigenen Engagements nicht mehr sicher sind.

Als am 5. Oktober 1921 Catherine Dawson-Scott, George Bernard Shaw, John Galsworthy und vierzig weitere Schriftstellerkollegen in London bei einem Dinner den P.E.N.-Club gründeten, war das noch anders. Zwar saß den Versammelten der Schock des moralischen und intellektuellen Versagens vieler ihrer Kollegen vor und im Ersten Weltkrieg noch in den Knochen, aber ihr Glaube daran, dass es möglich sei, sich über alle Grenzen und kulturellen Schranken hinweg auf die Grundsätze zivilen Zusammenlebens zu verständigen, war ungebrochen. Auch wenn sie als Mitglieder der ersten inter- oder übernationalen NGO – die natürlich damals noch nicht so hieß – in einer Welt der Nationalismen eine krasse Ausnahme bildeten, so glaubten sie doch auf dem festen Boden von Überzeugungen zu operieren, die von allen vernünftigen Menschen auf der Welt geteilt werden könnten, wenn sie ihnen nur erst ungehindert zugänglich gemacht würden.

Mit dem Wort, mit den Büchern, die sie schrieben, mit Aufrufen und Erklärungen, die sie verfaßten und in Zeitungen veröffentlichten, mit Briefen, die sie mit Kollegen in ehemals und bald schon wieder feindlichen Ländern austauschten, mit öffentlicher Rede und im privaten kollegialen Gespräch wollten sie bewirken, dass sich eine Katastrophe wie die soeben erlebte niemals wiederholen könne. Dabei gingen sie noch in großer Selbstverständlichkeit davon aus, dass der Geisteselite, zu der sie sich selbst zählten, eine unbestrittene Führungsrolle in Sachen Moral und Zivilität zukomme. Sie waren davon überzeugt, daß die Schriftsteller, die sich schreibend und sprechend in ihrem je eigenen sprachlichen Mikrokosmos bewegten, trotz oder gerade wegen der Konzentration auf das je Besondere prädestiniert seien, auf dem Weg der Völkerverständigung voranzugehen. Im Geiste „gegenseitigen Verstehens und guten Willens“, so der erste Präsident des P.E.N. , John Galsworthy, solle durch die Schriftsteller der Boden für Frieden, Freiheit und Toleranz bereitet werden.

Es war die klassische Intellektuellenrolle, die sich seit Emile Zola's *J'accuse* vor allem in Frankreich herausgebildet hatte, die hier das Muster abgab: Schriftsteller machten von ihrem privilegierten Zugang zur Öffentlichkeit Gebrauch, um jene Werte einzuklagen, von denen sie annahmen, dass sie als vernünftig und damit als allgemein menschlich unterstellt werden durften. Unbescheiden genug, betrachteten sie sich selbst als Wächter der Demokratie, der Zivilität und des friedlichen Miteinanders der Völker. Der kürzlich verstorbene französische Soziologe Pierre Bourdieu verstand seine Rolle noch in diesem Sinne,

wenn er davon sprach, dass Intellektuelle Menschen seien, die „ihre Kompetenz im autonomen Feld der Kultur“ dazu nutzten, um „kritisch zugunsten universeller Werte zu intervenieren“: Intellektuelle als das Gewissen der Nation oder im Falle der im Internationalen P.E.N. engagierten Autoren sogar als eine Art *Weltgewissen*.

Nicht viel anders verstanden auch die Schriftsteller um Thomas Mann, Hermann Kesten, Erich Kästner und Johannes R. Becher, die vor sechzig Jahren das deutsche P.E.N.-Zentrum nach dem Zusammenbruch der Nazi-Herrschaft neu begründeten, ihre Rolle. Der Anspruch kommt uns heute angesichts des erheblich verringerten Ansehens der Schriftsteller geradezu lächerlich vermessen vor. In einer von ökonomischen Verwertungsimperativen beherrschten Welt, die den Unterschied zwischen E und U nicht mehr gelten läßt und sich vor allem an Einschaltquoten orientiert, ist von dem einstigen Selbst- und Sendungsbewußtsein der Schriftsteller und Intellektuellen nicht viel übrig geblieben. Das hat viele Gründe, zu denen in Deutschland sicher nicht zuletzt die Tatsache gehört, dass ihr Einspruch die Katastrophe des Nationalsozialismus nicht zu verhindern vermochte, dass sich in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts zudem nicht wenige Schriftsteller und Intellektuelle von nationalistischen Leidenschaften mitreißen ließen und sich gegenüber ideologischen Machtansprüchen als dienstbar erwiesen - ein Verhalten, das schon Julien Benda in den zwanziger Jahren in seinem berühmten Buch über den *Verrat der Intellektuellen* brandmarkte.

Entscheidender als das nicht zu leugnende Versagen eines Großteils der Intellektuellen ist aber wohl die Tatsache, dass die geistigen Grundlagen der klassischen Intellektuellenposition inzwischen von zwei ganz verschiedenen Seiten in Frage gestellt werden: von alten und neuen Formen des Totalitarismus und von einem zumeist postmodern inspirierten Kulturpluralismus. Wenn es um Menschenrechte vs. Totalitarismus geht, haben Schriftsteller heute in aller Regel kein Problem damit, auf welche Seite sie sich zu schlagen haben. Schwieriger wird es, wenn die Forderung nach Respektierung der Menschenrechte mit der nicht minder legitimen Forderung nach Respektierung kultureller Differenz in Reibung gerät. Darf man muslimischen Frauen in einer demokratischen Gesellschaft und einem säkularisierten Staat gestatten, als Lehrerin oder Richterin ein Kopftuch zu tragen? Die Franzosen scheinen mehrheitlich, die Deutschen zu erheblichen Teilen der Meinung zu sein, dass das Tragen des Kopftuchs in diesen Fällen nicht erlaubt sein sollte. Andere hingegen sind der Meinung, dass es zum unveräußerlichen Recht eines jeden Menschen gehöre, sich nach der eigenen Tradition und nach den eigenen religiösen Überzeugungen zu kleiden.

Konflikte dieser Art gab es und gibt es auch im Kontext der westlichen Kultur – denken wir nur an die Kreuze in bayerischen Klassenzimmern -, und je mehr die moderne Gesellschaft sich funktional differenziert und in kulturelle Milieus aufspaltet, umso mehr neigen wir dazu, uns mit pragmatischen Arrangements zu behelfen. Der Angestellte einer Wirtschaftsberatungsfirma, der, um den Aktienwert eines Unternehmens zu steigern, die Entlassung von

Tausenden von Mitarbeitern empfiehlt, kann in seiner Freizeit in einer Suppenküche für Hartz-IV-Empfänger arbeiten, ohne unter der Widersprüchlichkeit seines Verhaltens zu leiden. In den christlichen Kirchen wird ein Bordellbesitzer oder Produzent von Pornofilmen stillschweigend geduldet, solange er seine Kirchensteuer bezahlt. Finstere Diktatoren erfreuen sich bester Beziehungen zu demokratischen Staaten, sofern diese sich davon wirtschaftliche und andere Vorteile versprechen. Mittlerweile ist die Entwicklung so weit fortgeschritten, dass eine Instanz, die von einer Vernunftposition jenseits oder oberhalb der Teilrationalitäten zu urteilen vorgibt, es schwer hat, überhaupt noch ernst genommen zu werden. Die zahlreichen Einzelsysteme, in die die moderne Gesellschaft aufgespalten ist, gehorchen weitgehend ihrer *Eigenlogik* und immunisieren sich so gegen die Einreden der Sachwalter einer übergeordneten Vernunft und Moral. Der Intellektuelle als *paradigmatischer Citoyen*, als *Mahner* oder gar als *Weltgewissen* erscheint damit fast zwangsläufig als unzeitgemäß. Seine Autorität, so scheint es, geht auf den Experten über.

Karl Mannheims Charakterisierung der Intellektuellen als einer „freischwebenden Intelligenz“, die, eben weil sie sozial nicht eingebunden sei, ohne perspektivische Verzerrung urteilen könne und daher als „der geborene Widerpart des Ideologen“ anzusehen sei, würde heute auch unter Intellektuellen selbst wohl kaum noch jemand ohne Einschränkung akzeptieren. Längst sind die Intellektuellen sich selbst suspekt geworden, und die zunehmend seit den 70er Jahren geäußerte Kritik an den Folgen wie an den theoretischen

Voraussetzungen des intellektuellen Engagements hat den Argwohn weiter vertieft. Die Arbeiten einiger postmoderner Philosophen haben hier eine bedeutende Rolle gespielt. Besonders ihre Kritik am Werteuniversalismus hat mittlerweile deutliche Spuren hinterlassen.

Auch wenn die *Postmoderne* als Epochenbegriff inzwischen stillschweigend zu den Akten gelegt wurde und man heute lieber von der *zweiten* (Ulrich Beck) oder *dritten Moderne* (Richard Münch) spricht und damit der Kontinuität vor dem Bruch den Vorzug gibt, ist doch der intellektuelle Habitus des postmodernen Denkens nach wie vor weit verbreitet. Nicht zuletzt unter Schriftstellern. Der englische Literaturwissenschaftler Terry Eagleton charakterisiert diesen Denkhabitus in seinem Essay *Die Illusionen der Postmoderne* folgendermaßen: „Die Postmoderne ist eine intellektuelle Strömung, die mißtrauisch ist gegenüber den klassischen Begriffen von Wahrheit, Vernunft, Identität und Objektivität, von universellem Fortschritt und Emanzipation, von singulären Rahmenkonzepten und ‚großen Erzählungen‘ oder letzten Erklärungsprinzipien. Im Gegensatz zu diesen Leitvorstellungen der Aufklärung betrachtet die Postmoderne die Welt als kontingent, als unbegründet, als vielgestaltig, unstabil, unbestimmt, als ein Nebeneinander getrennter Kulturen oder Interpretationen, die skeptisch machen gegenüber der Objektivität von Wahrheit, von Geschichte und Normen, gegenüber der kohärenten Identität der Subjekte und gegenüber der Vorstellung, dass die Natur der Dinge einfach gegeben ist.“

Nun wäre zunächst einmal einzuräumen, daß es im europäischen Rationalismus tatsächlich Strömungen gibt, die die lebendige Vielfalt menschlicher Ausdrucksformen allzu gewalttätig unter starre Begriffe zwängen, daß es eine als Humanismus getarnte eurozentristische oder ‚westliche‘ Überheblichkeit gibt, die zur Vergewaltigung anderer Kulturen neigt, daß technokratische Formen der Vergesellschaftung mit ihrer öden Gleichmacherei und ihrem Haß auf Abweichung unsägliches Elend über die Welt gebracht haben. Auch wäre es sicher allzu einfach, hier jeweils nur von Mißbrauch oder Perversion ursprünglich makelloser Ideen zu reden. In diesem Sinne haben schon Adorno und Horkheimer in der *Dialektik der Aufklärung* eine totalitäre Tendenz im modernen aufgeklärten Denken auszumachen gemeint.

Kein Zweifel auch, dass Mißtrauen gegenüber den welterklärenden und als politische Handlungsanleitung verstandenen Großtheorien, die Europa in den letzten Jahrhunderten hervorgebracht hat, berechtigt ist. Lange Zeit beruhte das spezifische Pathos des Engagements der künstlerischen Avantgarde und der linken Intellektuellen auf der stillschweigenden Überzeugung, einen Pakt mit dem Hegelschen *Weltgeist* geschlossen zu haben. Aber die alte von Hegel auf Marx überkommene geschichtsmetaphysische Auffassung, daß der Gang der Geschichte selbst, seiner inneren Logik folgend, auf die große Befreiung programmiert sei, überzeugt heute zurecht nicht mehr. Spätestens seit dem 5. August 1945, dem Tag, an dem die erste Atombombe abgeworfen wurde, wissen wir, daß die Geschichte auch

in der kollektiven Auslöschung der Menschheit enden könnte. Und inzwischen haben uns eine ganze Reihe neu in unser Bewußtsein getretener Gefährdungen darüber belehrt, dass wir gut daran tun, nicht auf eine solche Quasi-Automatik des Fortschritts zu vertrauen.

Für Künstler insgesamt und für Schriftsteller im besonderen bedeutet dies, dass sie sich heute nicht mehr als Avantgarde im klassischen Sinn verstehen können. Wenn Günther Anders recht hat, dass unsere Tragödie darin besteht, dass der moderne Mensch mehr *herstellen* kann, als er sich *vorzustellen* vermag, dass seine Phantasie und sein Gewissen hoffnungslos hinter seiner Fähigkeit, Dinge herzustellen, zurückgefallen ist, kann Fortschritt sich als eine dunkle Zwangsgewalt entpuppen, die mit katastrophalen Folgen über uns kommt. Wenn aber *vorn*, wo die Avantgarde Neuland betritt, nicht mehr die Morgenröte einer besseren Welt, sondern – zumindest als Möglichkeit – auch die Vernichtung der Menschheit aufscheint, läßt sich ein *Prinzip Hoffnung* nicht mehr, wie noch bei Bloch, ontologisch verstehen.

Wo Hoffnung schwindet, breitet sich nicht selten Zynismus aus. Der verbreitete Mißbrauch der Menschenrechte für die Durchsetzung höchst einseitiger Interessen ist ein Beleg dafür. Wenn man, wie dies die Bush-Regierung getan hat, einen Krieg gegen den Irak beginnt mit der Begründung, dem Diktator Massenvernichtungswaffen aus der Hand schlagen zu müssen, ehe er sie gegen Israel oder andere Teile der Freien Welt einsetzt, dann aber, wenn die Massenvernichtungswaffen sich als Propagandalüge erwiesen haben, als Begründung des Krieges nachreicht, man wolle dem irakischen

Volk Freiheit und Demokratie bringen, ist die zynische Instrumentalisierung der Menschenrechte offensichtlich. Kein Wunder, dass in der islamischen Welt heute viele die Menschenrechte als eine Art Trojanisches Pferd betrachten, mit dessen Hilfe der Westen jeden Widerstand gegen seine brutale Machtpolitik zu brechen trachtet. Wer die Menschenrechte für die eigenen Machtinteressen instrumentalisiert, stärkt die fundamentalistischen und antidemokratischen Regime, die er zu bekämpfen vorgibt.

Die Frage ist freilich, ob solcher Mißbrauch einen hinreichenden Grund darstellt, die Menschenrechte als solche für diskreditiert zu erklären. Sind die Menschenrechte tatsächlich nichts als ein Instrument westlichen Hegemoniestrebens und somit ungeeignet als Rahmen für die friedliche Koexistenz der Kulturen? Ist die unleugbare Tatsache ihres Mißbrauchs für westliches Machtstreben Grund genug, sie als Maßstab für die Qualität menschlichen Zusammenlebens ad acta zu legen?

Im Internationalen P.E.N. machen wir immer wieder die Erfahrung, dass es die Autokraten und Gewaltherrscher sind, die zur Abwehr des Freiheitsbegehrens ihrer Völker auf der fundamentalen Andersartigkeit ihrer je eigenen Kultur bestehen, während überall auf der Welt die Unterdrückten und Verfolgten sich auf eben jene Menschenrechte berufen, die angeblich mit ihrer Kultur unvereinbar sind. Dies allein ist schon ein starkes Indiz dafür, dass die Menschenrechte offenbar so exklusiv europäisch oder westlich nicht sind. Wer näher hinschaut, wird bemerken, dass es heute jene

homogenen, in sich geschlossenen kulturellen Kugelgestalten, die noch Herder vorschwebten, gar nicht mehr gibt, wenn es sie denn überhaupt je gegeben hat. In allen Gesellschaften haben wir es heute mit Konflikten zu tun, die aus unterschiedlichen sozialen, kulturellen, religiösen und politischen Lebensansprüchen der Menschen erwachsen. Diese Konflikte nur als das Werk illegitimer Einmischung von außen zu deuten, ist nicht überzeugend. Offenbar ist heute eine wachsende Zahl von Menschen, unter ihnen nicht wenige Schriftsteller, gar nicht mehr eindeutig *einer* Kultur zuzuordnen.

Die Trägerin des Friedensnobelpreises, die Iranerin Shirin Ebadi, beharrt im Gegensatz zu den in ihrem Land herrschenden Mullahs darauf, dass die Menschenrechte mit dem Islam nicht nur vereinbar seien, sondern sich sogar zwingend aus seinen Glaubensgrundlagen ergeben. Dass sie für viele ihrer Landsleute spricht, zeigt die große Zustimmung, die sie im eigenen Land aller Repression zum Trotz erfährt. Für Shirin Ebadi sind die Menschenrechte das kulturelle Band, das die verschiedenen Kulturen miteinander verbindet. Sie spricht in diesem Zusammenhang – einen Begriff von Hans Küng aufgreifend - von einem alle Menschen verbindenden „Weltethos“ und fordert mit aufklärerischem Pathos „im Namen jedes denkenden Muslimen“ gleiche Freiheitsrechte für alle Iraner, im besonderen gleiche Rechte für Frauen und Männer.

Damit stellt sie sich entschieden gegen die im Jahre 2004 von der Arabischen Liga nach mehreren fehlgeschlagenen Anläufen beschlossene islamische Version der Menschenrechte. Dieses

Dokument weist die UN-Menschenrechtserklärung als einseitig westlich-säkular und in der christlich-jüdischen Tradition wurzelnd zurück und stellt sich auf den Standpunkt, dass für Muslime allein die Vorschriften der Scharia Gültigkeit haben könnten. Zugleich wird darin apodiktisch erklärt, dass die islamische *Umma* für alle Zeiten die beste Form menschlichen Zusammenlebens darstelle.

Diese islamische Menschenrechtserklärung ist vielfach, auch von muslimischer Seite, kritisiert worden, weil sie im Namen der Verteidigung der Menschenrechte zu untragbaren Diskriminierungen von Nichtmuslimen und Frauen führe, weil sie unter dem Schutz der Scharia die Legitimität von Praktiken wie die Steinigung oder die Verstümmelung von Straftätern rechtfertige, Praktiken, die mit der Integrität und Würde des Menschen nicht vereinbar seien. Nun könnte man an dieser Stelle natürlich einwenden, dass nirgends auf der Welt die Praxis der Staaten und der Gesellschaften voll und ganz den Anforderungen der Menschenrechte entspricht. Wer wollte leugnen, dass die in den USA noch immer nicht abgeschaffte Todesstrafe, dass auch der in allen westlichen Ländern übliche Freiheitsentzug für Straftäter die Integrität und Würde des Menschen verletzen. Von den vielfältigen Einschränkungen von Grundrechten im Zuge der Terrorismusabwehr gar nicht zu reden.

Der entscheidende Kritikpunkt an der erwähnten islamischen Menschenrechtserklärung scheint mir denn auch ein anderer zu sein, nämlich der, dass sie im Gegensatz zu der Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen gar nicht auf interkulturelle Verständigung

angelegt ist. Wenn in der UN-Menschenrechtserklärung ultramontane Ordnungsvorstellungen oder der Gottesstaat der frühen Siedler in Massachusetts zum Modell für die ganze Welt erhoben würden, wäre dieser muslimische Gegenentwurf allenfalls verständlich. So aber ist er vor allem Ausdruck eines ideologischen Monopolanspruchs, der angesichts des täglich erfahrbaren kulturellen Pluralismus - auch in den islamischen Gesellschaften selbst – völlig abwegig erscheint.

Freilich, Widerspruch gegen das Konzept verbindlicher Menschenrechte kommt auch von Intellektuellen im Westen. Die Vertreter der Postmoderne lehnen in aller Regel das Konzept einer universellen Humanität im Namen von Pluralismus und Differenz entschieden ab. Nachdem Nietzsche den „Tod Gottes“ verkündet hatte, folgte ihm Foucault mit der Verkündung des „Tods des Menschen“. Für die Postmodernisten ist *Humanität* einer jener totalitären Allgemeinbegriffe, die geradewegs zur Unterdrückung von Individualität und ethnisch-kultureller Besonderheit führen. Sie sehen darin nicht nur ein abstraktes Konzept zur Knebelung des Individuums, sondern zumeist auch eine typisch eurozentrische Idee, die den Eigensinn und das Eigenrecht der nichteuropäischen Kulturen negiere.

Das klingt sympathisch, insbesondere für jemand, der ein Herz für die unterdrückten Völker der früher so genannten *Dritten Welt* hat. Aber, genau besehen, legt das Argument eher eine indifferente Haltung gegenüber anderen Kulturen als Empathie nahe. Denn wenn ich das

Konzept der *Menschheit* leugne und von der unüberbrückbaren Heterogenität der Kulturen ausgehe, habe ich auch keinen überzeugenden Grund, mich der Menschen in anderen Kulturen anzunehmen. Auch alles, was von dort an Kritik am Verhalten der Europäer vorgebracht wird, ist dann für mich völlig irrelevant, weil es ja einem kulturellen Kontext entstammt, der nicht der meine ist und mit dem mich auch nichts verbindet.

Wenn es keine kulturell-moralische Brücke zwischen den Kulturen gibt, gibt es auch keinen Grund, andere Kulturen zu respektieren. Wenn nur noch die Differenz betont und das gemeinsame Humanum geleugnet wird, wird der Toleranz der Boden entzogen, erscheint erst recht ein dialogisches Miteinander und eine wechselseitige Bereicherung der Kulturen als gänzlich unmöglich. In der heutigen globalisierten Welt, in der sich unterschiedliche Kulturen, selbst wenn sie es wollten, nicht mehr aus dem Weg gehen können, hätte eine solche Auffassung, wenn sie sich durchsetzte, absehbar verhängnisvolle Folgen.

Darum ist es auch so gefährlich, wenn in letzter Zeit wieder häufiger vom *christlichen Europa* und von der *westlichen Kultur* als einer homogenen, mit anderen Kulturen, vor allem mit dem Islam, prinzipiell unvereinbaren essentiellen Einheit gesprochen wird. Mit solchen Äußerungen werden kulturelle Gegensätze beschworen, die jederzeit zu *kalten* und heißen Kriegen führen können. Sie sind aber auch sachlich nicht gerechtfertigt. Natürlich ist Europa, ist der Westen

über Jahrhunderte von christlichen Ideen geprägt worden. Aber darüber sollte nicht vergessen werden, was dieses Europa dem Orient, den frühen indischen und persischen Kulturen und namentlich auch der islamischen Kultur verdankt. Wer sich die Mühe macht, den historischen Einflusslinien nachzugehen, wird feststellen, dass nahezu alle großen Fortschritte in der Geschichte der Menschheit das Ergebnis von Interaktionen über die Grenzen der ‚Kulturen‘ hinweg waren.

Das gilt auch für die Menschenrechte, von denen viele im Westen meinen, sie seien im christlichen Europa und in Nordamerika erfunden worden. Zwar ist es richtig, dass die Idee der Menschenrechte sich in der Neuzeit in Europa und in Nordamerika auf der Basis von Humanismus und Aufklärung am wirksamsten entfalten konnte. Aber auch diese für unsere Arbeit im P.E.N. so wichtigen Prinzipien haben ihre außereuropäischen Entsprechungen. Im British Museum in London kann man sich davon überzeugen, dass schon 539 v. Chr. Geburt Kyros II. in Babylon die erste Charta der Menschenrechte verkündete:

„Ich verkünde heute“, ließ er in Stein meißeln, „dass jeder Mensch frei ist, jede Religion auszuüben, die er möchte, und dort zu leben, wo er möchte, unter der Bedingung, dass er das Besitztum anderer nicht verletzt. Jeder hat das Recht, den Beruf auszuüben, den er möchte, und sein Geld auszugeben, wie er möchte, unter der Bedingung, dass er dabei kein Unrecht begeht. Ich verkünde, dass jeder Mensch

verantwortlich für seine Taten ist und niemals seine Verwandten für seine Vergehen büßen müssen und niemand aus seiner Sippe für das Vergehen eines Verwandten bestraft werden darf. Solange ich mit dem Segen von Mazda herrsche, werde ich nicht zulassen, dass Männer und Frauen als Sklaven gehandelt werden, und ich verpflichte meine Staatsführer, den Handel von Männern und Frauen als Sklaven mit aller Macht zu verhindern. Sklaverei muß auf der ganzen Welt abgeschafft werden!“

Der P.E.N. ist eine internationale Organisation. Die Schriftsteller, die sich in ihr zusammengefunden haben, sind, auch wenn sie in und mit der jeweils eigenen Sprache und Kultur leben, doch auch Weltbürger und als solche Vertreter dessen, wofür schon Goethe die Bezeichnung *Weltliteratur* verwandte: einer Literatur, die sich dem Geist anderer Kulturen öffnet und sich der weltumspannenden kulturellen Einflüsse und Wechselwirkungen bewusst bleibt. Für Dantes *Göttliche Komödie*, einen der Grundtexte des angeblich so ausschließlich christlichen Abendlandes, gibt es ebenso arabisch-muslimische Quellen wie für viele der schönsten Gedichte und Lieder der okzitanischen und katalanischen Troubadourliteratur. Boccaccios *Decamerone* und Chaucers *Canterbury Tales*, die die Erzähltradition Europas über Jahrhunderte geprägt haben, knüpfen – nicht nur in der Erzählstruktur, sondern zum Teil auch im Inhalt – an indische, persische, arabische Werke an.

Globalisierung ist keineswegs so neu, wie der Zeitgeist es uns heute glauben machen will. Und sie muß nicht zwangsläufig bedeuten, dass der Westen seinen spezifischen Weg in die Moderne, sein spezifisches Fortschrittskonzept überall auf der Welt durchsetzt. Über Jahrtausende hinweg bedeutete Globalisierung nicht nur – das leider auch - Krieg, Zerstörung und Unterjochung, nicht nur öde Gleichmacherei im Namen eines sich allen anderen Kulturen überlegen fühlenden Zivilisationsprojekts, sondern vor allem wechselseitige Bereicherung, nährte sie das Talent, sich das Fremde einzuverleiben und es mit dem Eigenen zu Neuem zu verschmelzen. Der Pluralismus der Kulturen, wie ihn die postmodernen Denker betonen, steht, genau besehen, der Konzeption einer universalistischen Humanität und dem Geltungsanspruch allgemeiner Menschenrechte nicht entgegen. Es geht gar nicht darum, die Unterschiede der Kulturen im Namen einer universalistischen Humanität einzuebnen, sondern darum jedem Menschen – in Abwandlung eines Wortes von Adorno - die Möglichkeit zu geben, ohne Angst und ohne Entwürdigung verschieden sein zu können.

Wolfgang Welsch, selbst eher der postmodernen Denkrichtung zuzuordnen, hat, wie vor ihm schon Jean-Francois Lyotard, in diesem – eher kosmopolitischen als universalistischen - Sinne den Gedanken der Menschenrechte mit der Anerkennung kultureller Differenzen zu verbinden versucht. Zwar ist er der Meinung, dass sich die Menschen- und Grundrechte „nicht aus absoluten und letzten Prinzipien begründen lassen“, aber er betont, dass man sie „aufgrund geschichtlicher Erfahrungen und struktureller Einsichten bestens

verteidigen“ könne. Ihm zufolge beruht „die postmoderne Anerkennung differenter Lebensformen... selbst auf den moralischen Intuitionen, die in diesen Rechten verkörpert sind.“

Vor ziemlich genau sechzig Jahren, am 10. Dezember 1948, verkündeten die Vereinten Nationen die *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte*. Als der P.E.N. gegründet wurde und erst recht in der Schreckenszeit, die alsbald folgte, wäre eine solche Manifestation weltumspannender Humanität nicht möglich gewesen. Erst als Europa in Trümmern lag und die Bilder von den Leichenbergen in Auschwitz um die Welt gingen, fanden sich die Nationen bereit, den Gedanken der Menschenrechte in einem Dokument zu kodifizieren. „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Wissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen“, verkündeten sie in Artikel 1 der Menschenrechtserklärung. Unter den Staaten, die diesen und die neunundzwanzig weiteren Artikel unterschrieben haben, sind nicht wenige, die in der Praxis erheblich davon abweichen, unter ihnen auch solche, die sich – manchmal ein wenig zu selbstgerecht - der Freien Welt zurechnen. Eine Weltgerichtsbarkeit, die die Einhaltung der Menschenrechte erzwingen könnte, gibt es bisher nicht und wird es sobald wohl auch nicht geben; wohl aber gibt es verschiedene Pakte und Konventionen der Vereinten Nationen, die aus unverbindlichen Absichtserklärungen hier und da schon sanktioniertes Recht gemacht haben. Und in Europa gibt es einen Menschenrechtsgerichtshof,

dessen Rechtsprechung auch in den nicht zur EU gehörigen Ländern Europas nicht folgenlos bleibt.

Dennoch: Die Menschenrechte lassen sich einer Gesellschaft nicht aufzwingen, zumal wenn diese kulturell geschlossen in „selbstverschuldeter Unmündigkeit“, wie Kant gesagt hätte, oder in „freiwilliger Knechtschaft“, wie es bei Etienne de la Boétie hieß, verharrt, obwohl man einräumen muß, dass ein solcher Zustand für die übrige Welt nicht leicht zu akzeptieren ist, weil wir seit dem Zivilisationsbruch des Nationalsozialismus und des Stalinismus wissen, wozu es führen kann, wenn Menschen sich in großer Zahl zu Instrumenten eines fremden Willens machen. Zum Glück ist es aber heute in aller Regel so, dass sich auch in den nichtwestlichen Gesellschaften überall das Freiheitsstreben regt, so daß der Kampf für die Durchsetzung der Menschenrechte längst auch dort zu einer *internen* Angelegenheit geworden ist.

Die Menschenrechtserklärung der Vereinten Nationen enthält politische *und* soziale Grundrechte, neben dem Recht auf freie Meinungsäußerung, dem Folterverbot und dem Verbot der Diskriminierung z. B. auch das Recht auf Bildung und das Recht auf Arbeit. Im Internationalen P.E.N. konzentrieren wir uns auf die politischen Menschenrechte und hier besonders auf das fundamentale Recht der freien Meinungsäußerung. Diese Beschränkung ist für eine Schriftstellervereinigung sicher naheliegend. Dennoch ist sie insofern

problematisch, als wir wissen, daß die meisten Menschen von ihren Freiheitsrechten nur dann tatsächlich Gebrauch machen können, wenn gewisse soziale Voraussetzungen erfüllt sind. Wo die Menschen vierundzwanzig Stunden am Tag und dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahr damit beschäftigt sind, ihre bloße Lebensfristung sicherzustellen, bleibt in aller Regel auch die Proklamierung der Meinungsfreiheit weitgehend folgenlos.

Jedes Menschenrechtsengagement, das glaubwürdig sein will, muß diesen Zusammenhang ebenso mitbedenken wie die Tatsache der kulturellen Pluralisierung. Wenn es etwas gibt, was auch Skeptiker bewegen könnte, der Konzeption der Menschenrechte zuzustimmen, dann die Einsicht, daß es, nach allem, was wir wissen, wohl keinen besseren Rahmen für das friedliche Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen und Lebensstile gibt. Dass die Menschenrechte, wie ihre naturrechtliche Interpretation im 17. und 18. Jahrhundert nahelegte, in der Natur des Menschen unauslöschlich verankert sind, können wir nach der Erfahrung des Nationalsozialismus und des Stalinismus nicht mehr glauben. Auch sind alle Versuche, sie wie mathematische Lehrsätze aus unmittelbar evidenten Prinzipien abzuleiten, als gescheitert zu betrachten. Aber gänzlich unbegründet und bodenlos sind sie nicht. Sie gründen in moralischen Intuitionen, von denen wir mit Recht annehmen können, dass sie in allen Kulturen und in allen Lebensbereichen zum Ausdruck kommen, wenn nicht Gewalt und Unterdrückung, wenn nicht die Selbstsucht der Mächtigen und die fanatische Blindheit der Massen dies verhindern.

Öffentliche Anerkennung aber gewinnen sie immer nur als Ergebnis einer Zivilisationsleistung, die jede Gesellschaft selbst erbringen muß. Bekehrungsversuche von außen sind gerade in Fragen der Menschenrechte zumeist wenig erfolgreich. Aber überall auf der Welt gibt es Frauen und Männern wie Shirin Ebadi, die durch ihr Wort und durch ihr Handeln beweisen, dass die Idee der gleichen Freiheit aller Menschen mehr ist als eine perfide Erfindung des Westens. Diese Männer und Frauen nicht im Stich zu lassen, ihnen die Solidarität zukommen zu lassen, die sie verdienen, ist, so meine ich, die Pflicht aller, die wie wir in glücklicheren Umständen leben als sie.